

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Walter Schmidt  
Nachtzug nach Eger

*Roman*

Walter Schmidt  
Nachtzug nach Eger  
*Roman*

*herausgegeben von* Richard Pils

*Lektorat:* Dr. Erika Sieder

ISBN: 978-3-99126-104-9

© *Verlag* Bibliothek der Provinz GmbH.

A-3970 WEITRA 02856/3794

[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Cover: Unmittelbar nach dem Unglück angefertigte Skizze.

Erwin Pözl, Eisenbahnmuseum Schwarzenau.

## Inhalt

Das Unglück	7
Eine Woche vor dem Unglück: Der Bahnwärter	9
Eine Woche vor dem Unglück: Die Frau des Bahnwärters	47
Minuten vor dem Unglück: Der Heizer	62
Minuten vor dem Unglück: Die Gattin des Textilunternehmers	78
Der Morgen nach dem Unglück: Der Bahnwärter	92
Drei Tage nach dem Unglück: Der Wandergeselle	100
Drei Tage nach dem Unglück: Die Frau des Bahnwärters	120
Drei Tage nach dem Unglück: Der Bahnwärter	126
Vier Tage nach dem Unglück: Der Wandergeselle	143
Fünf Tage nach dem Unglück: Der Textilunternehmer	147
Eine Woche nach dem Unglück: Der Gendarm	166
Einen Monat nach dem Unglück: Die Braut des Heizers	178
Zehn Wochen nach dem Unglück: Der Bahnwärter	189
Zehn Wochen nach dem Unglück: Die Frau des Bahnwärters	199
Sieben Monate nach dem Unglück: Der Ermittlungsbeamte	209

Zehn Monate nach dem Unglück:	
Die Schwester des Bahnwärters	216
Zehn Monate nach dem Unglück:	
Ein Brief der Schwester	263
Elf Monate nach dem Unglück:	
Ein weiterer Brief der Braut	267
Dreizehn Monate nach dem Unglück:	
Der Bahnwärter	270
Siebzehn Monate nach dem Unglück:	
Die Frau des Bahnwärters	289
37 Jahre nach dem Unglück:	
Der Bahnwärter	320
Nachwort	326
Dank	328
Quellen	330

## Das Unglück

*Gmünd, 4. November 8h45 Min. Abends.*

*Der Personenzug Nr. 9, welcher gestern Abend Wien verließ, passierte die Station Göpfritz um 1 Uhr 15 Min. Nach einer Fahrdauer von 21 Minuten, etwa 6 Minuten von Schwarzenau entfernt sollte er die Stegersbacher Brücke passieren, welche in der Höhe von 11 Metern das Thal überspannt. In diesem Momente wurden die Passagiere, etwa 140 an der Zahl, welche sich zumeist im Schlaf befanden, durch einen furchtbaren Stoß geweckt. Was weiter im Momente geschah, darüber kann sich Niemand Rechenschaft geben. Der ganze Zug war von dem Damme herabgestürzt. Die Maschine war entgleist und über die Brücke jählings gestürzt und hatte 13 Waggons, darunter die Postambulanz und den Schlafwaggon mit in die Tiefe gerissen ...*

Die Presse, Wien, Freitag, den 5. November 1875

## Eine Woche vor dem Unglück: Der Bahnwärter

Kurz sind die Tage geworden, kühl die Nächte, aber wenn – so wie heute – die Oktobersonne mittags über den Wäldern südlich der Bahnlinie leuchtet, genießt er dankbar die wärmenden Strahlen, kann sogar den am Morgen noch so benötigten Mantel abstreifen und hinter einem Strauch am Bahndamm verstauen – beim Rückweg knapp vor Sonnenuntergang wird er seinen bergenden Schutz wieder gerne suchen.

In Kürze wird der Lastzug aus Pilsen passieren, wahrscheinlich beladen mit böhmischer Steinkohle, welche in zunehmendem Maße nicht nur Industrieöfen und Ziegelbrennereien, sondern auch Hausbrände in und rund um Wien befeuert. Aber auch andere Fracht ist denkbar: Verschiedenste Maschinen und Geräteteile für die an Zahl und Umfang rasch wachsenden Industriebetriebe im Raum Wien, aber auch Waffen für die k. u. k. Armee. Diese Produkte kommen hauptsächlich aus den riesigen Škoda-Werken in Pilsen. Vor wenigen Jahren, in der Zeit der Pferdefuhrwerke, waren solche Transportmengen noch unvorstellbar!

Er wird jedenfalls den vorbeifahrenden Lastzug genau kontrollieren: Hinweise auf unruhiges Laufen der Räder, geöffnete Seitenwände, verschobene Lasten, Nachschleifen von Gegenständen. Er wird auch darauf achten, ob Lokomotivbeleuchtung und Schlussignal einwandfrei funktionieren. Bei groben Unregelmäßigkeiten hat er, falls dies noch möglich ist, dem Lokführer Signale zu geben, – am Tag durch die griffbereite Signalflagge, in der Nacht durch eine Signallampe – damit dieser den Lastzug unverzüglich zum Stehen bringt. Ansonsten kann

er mit dem Läutwerk ein Warnsignal an den nächstgelegenen Bahnhof oder an ein besetztes Bahnwärterhaus weitergeben, damit diese für den Lokomotivführer ein entsprechendes Haltesignal setzen. So eine Zugbeobachtung ist ihm ja willkommene Abwechslung zu seinen sonst eher monotonen Tätigkeiten.

Denn so lauten die Anweisungen, die er vor wenigen Jahren bei Antritt seines Dienstes bei der Bahngesellschaft gegen Unterschrift ausgehändigt erhalten hat: Veränderungen an den Geleisen beobachten, Beschädigungen der Bettung durch Frost oder Niederschlag feststellen, auf lockere Schrauben, herausgezogene Schienennägel achten, aus dem Zug geworfene Gegenstände beseitigen, die Freiheit der Zugstrecke von Hindernissen, wie z.B. herabgefallenen Ästen, umgestürzten Bäumen, Stein- oder Erdbrocken, gewährleisten. Auch sind die Drahtleitungen, welche gerade in Notfällen Übermittler lebensrettender Botschaften sein können, laufend auf ihre Funktionstüchtigkeit zu überprüfen. Und bald schon – schließlich ist das Jahr schon weit fortgeschritten – werden wieder härtere Zeiten kommen: Schnee und Eis können die Spurrinnen verlegen, Schneestürme zu Verwehungen der Strecke führen. Bei großen Schneemengen muss er Räumhelfer aus Schwarzenau anfordern. Bei Raureif, Schneelast und vor allem stürmischem Wetter ist die Gefahr groß, dass Bäume oder große Äste auf die Schienen fallen. Manches kann er selbst beseitigen, bei größeren Bäumen benötigt er Unterstützung. Einige Male musste er sogar vorübergehend die Strecke sperren lassen. Im Sommer wiederum hat er darauf zu achten, dass sich nicht leicht entzündbares Material nahe der Trasse befindet – eine funkensprühende Lokomotive kann da schnell einen verheerenden Brand auslösen. Sein wichtigstes Werk-

zeug ist ein großer Schraubenschlüssel, mit dem er immer wieder Schienen abklopft, um am Ton und an der Art der Vibration zu erkennen, ob sich durch die Last der Lokomotiven oder Waggons etwas gelockert hat – dann wird es von ihm unverzüglich wieder festgeschraubt. Größere Mängel, die allerdings sehr selten vorkommen, hat er zu melden, damit der Störungstrupp ausrücken und den Schaden beheben kann. Und für all diese Tätigkeiten wurde ihm der Abschnitt zwischen der Stögersbacher Brücke und dem von seiner Familie bewohnten Bahnwärterhäuschen oberhalb von Windigsteig zugewiesen. So gesehen ist er in seiner Tätigkeit oft gefordert, er ist ja auch nicht wirklich unzufrieden mit seinem Tages- und Arbeitsablauf, und doch ist die Aufbruchsstimmung, der Optimismus der Anfangsjahre nahezu verschwunden! Der Bahnbau hat Veränderungen in sein Leben gebracht, die er sich als junger Mensch von armer Herkunft nicht vorstellen konnte. Aber seine Hoffnung auf eine Beförderung verbunden mit höherem Einkommen und damit dem Ende der Armut für seine Frau Maria und die Kinder hat sich fast schon zerschlagen. Seine Gedanken schweifen wieder einmal zurück, ganz an den Anfang seines Daseins, den er ja nur aus Erzählungen seiner Mutter kennt:

Demnach wären schon die ersten Minuten nach der Geburt gleichzeitig auch seine letzten gewesen, hätte da nicht die Storchen-Liesl beherzt eingegriffen. Mit einer Stimme, aus der Dankbarkeit und Freude über den guten Ausgang herauszuhören war, schilderte die Mutter einige Male die dramatischen Ereignisse jenes Winterabends: Als die Wehen heftig einsetzten, heulte draußen ein so heftiger Februarsturm, dass die arme Frau meinte, die wilde Jagd würde gleich das undichte, nur mit einem Glas versehene Holzfenster aufstoßen und sich brüllend

über die Gebärende hermachen. Hier in einer winzigen Kammer, welche der Bauer, bei denen die Mutter als Dienstmagd arbeitete, seiner Mutter und seinem meist abwesenden Vater abgetreten hatte, lag sie mutterseelenallein auf der primitiven Bettstatt und wusste nicht was ihr da mehr zusetzte: Die Schmerzen oder die Sorge, ob die kundige Hebamme rechtzeitig eintreffen würde. Nur ihr Stöhnen und ein schwach glimmender Kienspan zeugten von Leben in dieser scheinbar von allen guten Geistern verlassenem Umgebung.

„Wo bleibt nur die Grete mit der Storchen-Liesl?“, dachte sie verzweifelt.

Grete, genau wie sie, Magd am Strasserhof, war, als die Wehen einsetzten, ins Nachbardorf zur Storchen-Liesl gelaufen. Von den Bauersleuten ließ sich niemand blicken. Ja, für die Arbeit im Stall und am Feld war sie schon gut genug die Poldi-Magd, wie seine Mutter genannt wurde, aber jetzt, wo sie Hilfe brauchte, ließen sich weder der Strasserbauer noch seine Frau blicken. Und ihr Mann, also sein Vater, hatte südlich der Donau in einer Mühle Arbeit gefunden. Die Storchen-Liesl hatte schon so vielen Kindern den Weg aus dem Mutterschoß sicher in die Welt gewiesen, und so wünschte sich seine Mutter sehnlichst ihr schnelles Erscheinen. Schier endlos dehnte sich die Zeit und sie, die Erstgebärende, meinte, innerlich zerrissen zu werden, spürte, wie das Kind in ihr ungeduldig nach außen drängte.

„Nur zurückhalten, noch nicht, erst muss die Liesl kommen“, stöhnte sie und presste ihre Beine zusammen, hielt mit ihren Händen das Tor zum Leben noch verschlossen. Endlich schnelle Schritte am Gang, die Tür öffnete sich und die heiß ersehnte Geburtshelferin stand vor ihr, den Umhang mit Schnee bedeckt, mit feuchten Haaren. „Wie ein rettender Engel, so kam sie mir vor“,

erzählte ihm seine Mutter immer wieder. Liesls kundige Hand tat das Notwendige, redete beruhigend auf die Mutter ein, sie solle regelmäßig atmen, sich entspannen und weit öffnen. „Das Kind findet seinen Weg schon selbst, wenn du es nur lässt“, meinte sie – und plötzlich – noch ein heftiger, letzter Schmerz – brach dieses junge Leben heraus aus ihrem Leib, befreit war sie von der Mühsal der Geburtswehen. Doch wieso war kein Laut von dem Neugeborenen zu hören? Reglos lag es in den Armen der Storchen-Liesl. Starr vor Schreck jetzt auch die erfahrene Geburtshelferin – und fast mehr als das schlafe und leblose Stück Mensch in Liesls Armen, ließ die junge Mutter deren Reaktionen erschauern: Ihr erstes Kind gleich eine Totgeburt? Doch nun erwachte die Hebamme aus ihrer Lähmung, packte den kleinen Balg bei den Beinen, schüttelte ihn kräftig durch, rannete mit ihm aus dem Zimmer hinaus in die stürmische Nacht, fasste eine Hand voll Schnee und rieb ihm damit Rücken und Bauch ein – und da kam der erlösende Protestschrei, das eindeutige Lebenszeichen: Hinausgestoßen aus der bergenden Dunkelheit des mütterlichen Körpers in diese kälteklirrende, laute, abweisende Welt! Und dieser Lebensschrei fand Resonanz und Echo im Körper der Storchen-Liesl und auch aus ihrem Innern löste sich ein lauter, hoher Ton, sie lief hinein in die Stube und legte das wild protestierende Menschenkind in die wärmenden Arme der Mutter, deren Erstarrung sich in Gebärden wilder Freude verwandelte: Ja, da hat er sich gerührt ihr Bub, ihr Erstgeborener, vergessen all die Mühsal der letzten Stunden! Und da beruhigte sich der Kleine sehr schnell dank der wärmenden Nähe ihres Körpers, spürte Schutz und Geborgenheit. So genau weiß er um die Umstände seiner Geburt Bescheid, denn auch die Storchen-Liesl, die in seinem weiteren Leben

nochmals eine wichtige Rolle spielen sollte, berichtete ihm einige Male von seinen holprigen ersten Schritten ins Land der Lebenden.

Ähnlich wie bei Nachtgängen das Licht seiner Bahnwärterlaterne ihm nur kleine Puzzleteile der Bahntrasse, der Abhänge von Einschnitten links und rechts des Bahndammes, ein Stück Draht der Signalleitung oder den Teil eines Baumstammes herausschneidet, erhellt der Strahl seiner Erinnerung nur wenige Szenen seiner frühen Kindheit: Eine winzige Stube, darin seine Mutter und die kleine Josefine in der Wiege. Oft auch ohne Mutter, ihr Tag war ja angefüllt mit Arbeit als Magd, und er allein mit der Schwester oder draußen mit ihr am Hof. Vom Vater ist da wenig zu sehen. Er war damals nicht sehr oft zu Hause.

Und doch gibt es da dunkle Erinnerungen an ihn: Seine plötzlichen Wutausbrüche, die geduckte Haltung der Mutter, wenn er sie anbrüllte, und sie ihn nicht zu beruhigen wusste, seine Frau am Boden liegend, nachdem sie der Vater in blinder Wut umgestoßen hatte. In ihm lebt auch heute noch der Wunsch, sie, die schon vor vielen Jahren gestorben ist, vor dem rasenden Vater zu beschützen und gleichzeitig ist seine lähmende Angst, die ihn damals zum starren Nichtstun verdammt, heute noch in ihm gegenwärtig. Bitterkeit steigt in ihm auf bei dem Gedanken, dass er dem Vater nicht gerecht werden konnte: Selten konnte er die Anweisungen seines Vaters zu dessen Zufriedenheit ausführen, meist hatte er etwas an ihm auszusetzen: Das Holz nicht klein genug gehackt, die Sense schlecht geschärft, die Ziege nicht ganz gemolken. Schon bei der Erteilung eines Auftrages bebte in ihm die belastende Gewissheit, dass er nach dessen Ausführung wieder mit abfälligem Spott, mit heftigen Worten oder auch einer Ohrfeige zu rechnen hatte. Es

ist, als liefe der Wunsch seinen Vater zufriedenzustellen, von ihm ein Wort der Anerkennung zu hören wie ein Schatten auch heute noch hinter ihm her. Das kleinste Lobeswort würde er dankbar aufgreifen. Aber gleichzeitig fühlt er den wärmenden Strom mütterlicher Liebe, wenn er denkt, wie sie sich immer wieder schützend vor ihn stellte, um ihn vor den Schlägen ihres jähzornigen Mannes zu bewahren. In Abwesenheit des Vaters erklärte sie ihm einmal, dass dieser sehr verdrossen war, weil er in letzter Zeit kaum mehr Arbeit als Müller fand, und seine Pläne vom eigenen kleinen Häuschen für die Familie in weite Ferne gerückt waren.

Ganz wenige fröhliche Momente mit dem Vater glimmen da kurz auf: Ein paar Kreuzer für ihn, um sich beim Kirtag Naschereien zu kaufen, ein Lächeln auf seinen Lippen wie er mit der Mutter zu den vom Dorf herüberwehenden Polkaklängen durch die Stube tanzt

Schon mit sieben Jahren musste er das viel zu kleine Heim seiner Eltern verlassen! Es war jetzt an ihm, Essen und Unterkunft bei einem Bauern des Nachbardorfs selbst zu verdienen: Ganz selbstverständlich sommers um 5 Uhr und winters um 6 Uhr früh aufstehen, hinaus in den Stall und auch auf die Weide, Mitarbeit auf den Feldern oder im Wald. Trotz seiner vielen Fehlzeiten – sein Kost- und Quartiergeber forderte auch in der Schulzeit häufig seine Anwesenheit in der Landwirtschaft – kam er in der Schule mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen ganz gut voran – und hörte von seinem Lehrer auch das eine oder andere aufmunternde Lobeswort. Eben dieses Lob und seine stille, zurückhaltende Art reizte einige Mitschüler, die ihm dann oft auf dem Heimweg zusetzten, den Schulranzen wegnahmen und irgendwo versteckten, ihn ausspotteten, Steinchen nach ihm schmissen. Oft schwieg er lange, ließ die Hänseleien über sich ergehen, aber gelegentlich stieg



unbändiger Zorn in ihm auf: Es passierte genau das, worauf die Spötter gewartet hatten: Er stürzte sich wütend und schreiend auf einen von ihnen, letztlich war aber er es, der dabei den Kürzeren zog. Einer seiner Mitschüler, der Hofer Karl – heute Gendarm in Schwarzenau – verstand es meisterhaft, sich auf Kosten anderer zu vergnügen und Mitschüler zum Spotten und Hänkeln anzustiften. In der Klasse saß er hinter ihm, zwickte oder stieß ihn, wenn der Lehrer wegsah, in den Rücken. Drehte er sich dann wütend um und drohte dem frechen Schulkollegen, bekam der Schulmeister nur seine Reaktion und nicht deren Ursache mit, und nicht Karl, sondern er wurde mit einer Ermahnung oder Kopfnuss bedacht. Allerdings passierte es einmal, dass der Lehrer sehr wohl den Anstifter identifizierte, und Karl eine ordentliche Rüge einfiel. Das wurmte den sehr und auf dem Heimweg hetzte er, der gerne den Rädelsführer gab, die anderen gegen ihn auf.

„Schaut her, da kann Franz jetzt ein angenehmes Bad nehmen!“, rief er und deutete auf eine Regentonne bei einem der Bauernhäuser an dem sie vorbeikamen. Mit großem Hallo packten sie ihn und steckten ihn – und dass trotz der noch recht kühlen Märzluft – mit dem Kopf voran in die Tonne.

„Ordentlich tauchen lassen unsern lieben Franz, wir wollen bis zwanzig zählen!“, hörte er noch Karl rufen und er erinnert sich noch mit Grauen an das Gefühl, in diesem kaltnassen Gefängnis ersticken oder ertrinken zu müssen. Verzweifelt hielt er die Luft an, ein heftiger Schwindel. Doch plötzlich war da nur noch Finsternis und als er heftig atmend zu sich kam, saß er allein neben dem Fass, von seinen Mitschülern war weit und breit nichts mehr zu sehen, anscheinend war ihnen angesichts seiner Reglosigkeit die Panik eingeschossen, und sie hatten das Weite gesucht. Augenscheinlich waren sie, als sie ihn am

nächsten Tag wieder heil in der Schule sahen, doch recht erleichtert, und er hatte für längere Zeit Ruhe vor ihren Belästigungen.

Noch während der Schulzeit starb die Mutter bei der Geburt von Helene, seiner jüngsten Schwester. Auch wenn er ja gar nicht mehr zu Hause lebte, traf ihn der Verlust zutiefst, sein Daheim war mit einem Schlag weggebrochen. Die Mutter konnte höchstens noch Fürsprecherin für ihn im Himmel sein, so hatte es jedenfalls einmal der Pfarrer tröstend zu ihm gesagt – genauso wie seine Schwester Josefine, welche nach tagelangen heftigen Kopfschmerzen – er hatte noch das schreckliche Bild vor Augen, wie sie sich von wildem Schmerz gepeinigt immer wieder den Kopf am Küchenkasten wundschlug – ohne viel ärztliche Hilfe einige Monate vor der Mutter sterben musste.

Der Vater heiratete kurze Zeit nach dem Tod seiner Frau die Witwe eines Bauern im Nachbardorf, der bei Waldarbeiten ums Leben gekommen war. Diese Verbindung stellte für ihn eine materielle Verbesserung dar, war er nun doch zum Mitbesitzer einer kleinen Wirtschaft geworden. Dort lebte sein Vater mit den beiden Kindern der Bauersfrau und der eigenen Tochter Helene. Die Familiengemeinschaft wurde im Lauf der Jahre noch bunter, kamen doch zwei Kinder aus der neuerlichen Beziehung hinzu.

Nach Beendigung der Schulzeit hätte er gerne ein Handwerk erlernt, er träumte von einer Tischler- oder Wagnerlehre, aber der Vater unterstützte ihn da in keiner Weise, ja er verbot es ihm geradezu. Er sei für ein Handwerk viel zu ungeschickt und unzuverlässig, meinte er, er solle dankbar sein, wenn sein bisheriger Dienstherr ihn als Knecht behalte. Für Essen und Quartier reiche das schon, was wolle er denn noch mehr?

So änderte sich für ihn nach der Schulzeit wenig, er fand nicht die Kraft diese väterlichen Hürden zu überwinden und fügte sich seinem Schicksal. Dabei war er arbeitsam, verlässlich und sein Arbeitgeber war mit ihm mehr als zufrieden: Er erlaubte ihm, zwei eigene Ziegen zu halten, für das Futter eine kleine Hangwiese zu mähen und sich so ein paar Gulden im Jahr dazu zu verdienen. So musste er nicht – wie beim Großteil der Knechte und Mägde üblich – jährlich einen neuen Bauernhof suchen.

Angenehm – wie das Streicheln zärtlicher Frauenhände – spürt er jetzt beim Gehen längs des Bahndamms die Strahlen der Oktobersonne in seinem Gesicht.

Ja, denkt er jetzt, innerlich lächelnd: Solch ein Streicheln habe ich mir damals auch gewünscht beim Anblick der jüngsten Tochter seines Dienstherrn, das löste damals angenehmes Prickeln in ihm aus und den Wunsch mit ihr zu reden, sie zu umarmen. Aber dieser Wärme und Zuwendung versprechende Kontinent schien für ihn unerreichbar. Wie sollte er eine Annäherung auch anstellen? Er, der mittellose, nicht redewandte Knecht! Ein paarmal kam es ihm vor, dass sie ihn keck anblickte, doch dann senkte er die Augen, schaute woanders hin, wusste einfach nichts Rechtes zu tun oder zu sagen. Seine Schüchternheit, sein eher scheues und zurückhaltendes Wesen reizte andere Burschen im Dorf. Nicht selten war das Anlass für Gespött und abfälligen Bemerkungen ihm gegenüber.

„Der traut sich ja nicht einmal ein Mädchen anreden, vom Küssen oder mehr schon keine Rede mehr“, so lauteten noch die harmlosesten Spötteleien.

Wellen brennender Empörung lösten diese Sticheleien in ihm aus – und neben dieser großen Erregung ergriff das Gefühl lähmender Machtlosigkeit von ihm

Besitz, ein Echo jener Hilflosigkeit, die er dem zornigen Vater gegenüber immer wieder verspürt hatte. Er floh meist vor den Spöttern und zog sich in seine innere Welt zurück. Einige Male allerdings brachen in ihm die Dämme seiner Zurückhaltung und er stürzte sich – so wie schon manchmal in der Schulzeit – voll glühender Wut laut schreiend auf einen der Provokateure, aber diese Entgleisungen – als solche erlebte er es ja dann im Nachhinein – brachten ihm so manchen blauen Fleck und letztlich noch mehr höhnisches Gelächter ein.

Da trat Maria in sein Leben. Er konnte sich noch genau an den Nachmittag im Juni erinnern als er als einziger Gast beim Schindler-Wirten bei einem Glas Bier in der Gaststube saß. Draußen wütete ein heftiges Gewitter, und die Heuernte war wegen des Regens seit zwei Stunden unterbrochen. Darum hatte ihm sein Lohnherr erlaubt, sich für den restlichen Tag rar zu machen. Außer ihm war nur Maria im Raum – sie war mit dem Abwasch von Geschirr beschäftigt. Er kannte sie schon seit der Schulzeit – die ältere der beiden Töchter aus erster Ehe des Schindler-Wirten war zwei Schulstufen vor ihm gewesen, aber mit über vierzig Mitschülern im gleichen Raum der nur zweiklassigen Schule. Sie hatten während ihrer gemeinsamen Schulzeit kaum drei Sätze miteinander gesprochen. Er hätte sich auch nicht vorstellen können, dass dieses große und – wie ihm vorkam – wunderschöne Mädchen aus recht begüterten Verhältnissen irgendein Interesse für ihn zeigen könnte. Doch eine Begebenheit hatte sich tief in sein Herz eingegraben: Am Tag nach dem Tod seiner Mutter eröffnete der Pfarrer die Religionsstunde mit den Worten: „Dem Franz seine Mutter ist gestern gestorben. Wir wollen jetzt für sie, den Franz und seine neugeborene Schwester beten!“

## Nachwort

Das verhängnisvolle Eisenbahnunglück, welches im Zentrum des von mir verfassten Romans steht, ereignete sich vor etwa 150 Jahren – für unsere schnelllebige Zeit scheinbar eine Ewigkeit!

Ich blicke auf das etwas vergilbte Schwarz-Weiß-Foto, welches mich zweijährigen Knaben in den Händen meines Urgroßvaters zeigt. Dieser besuchte zur Zeit des in dem Roman beschriebenen Geschehens bereits die Schule. Also ist das alles doch noch gar nicht so lange her?

Und dennoch frage ich mich, ob es auch nur annäherungsweise gelingen kann das Denken und Fühlen der Menschen in einem Waldviertler Dorf im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ins eigene Bewusstsein zu bringen. Was ist in den von mir beschriebenen Personen – allesamt fiktiv (auch wenn der Bahnwärter, seine Frau und der verunglückte Heizer sowie dessen Braut real existierende Menschen waren) – damals wirklich vorgegangen, welche Wünsche und Hoffnungen haben ihr Leben bewegt, wie war ihre Sicht auf das Eisenbahnunglück? Wenn ich den wenigen Quellen, die zur Person des Bahnwärters vorhanden sind, trauen kann, so hat ihn das von ihm verursachte Unheil bis zu seinem Tode verfolgt. Ich denke, dass er kein kaltblütiger Verbrecher war, der das Erlebnis der Unglücksnacht achselzuckend abtat. Nein, eher ein Mensch der etwas leichtsinnig diese Tat, welche in die Katastrophe führte, recht unüberlegt ausführte und den die Folgen seines Tuns bis zu seinem Tod quälten – heute würde man sagen, er war traumatisiert.

Aber es sind letztlich meine eigenen Gedanken und Empfindungen, welche den inneren Monologen der han-

delnden Personen Gestalt geben. Und ganz sicher verwende ich eine andere, der heutigen Zeit angepasste Sprache und nicht die Sprechweise der damaligen Zeit.

Die Entstehung dieses Buches verdanke ich meinem Vater: Schon vor Jahrzehnten, ich war damals noch ein Jugendlicher, erzählte er mir die Geschichte von dem unglückbringenden Bahnwärter und seinem Geständnis auf dem Totenbett. Ich bin in Allentsteig, gelegen an der Franz Josefs-Bahn und nur wenige Kilometer von der Unfallstelle entfernt, aufgewachsen. Diese Erzählung bewegte mich schon damals: Was hat diesen Menschen wohl zu dieser Tat veranlasst? Wie ist er mit dieser Schuld umgegangen, wie ist seine Frau mit ihren Ahnungen und seiner Sprachlosigkeit was die Unglücksnacht betrifft fertig geworden? Wie hat die Braut des tödlich verunglückten Heizers, die am 6.11.1875 statt der an diesem Tag geplanten Vermählung mit ihrem Bräutigam sein Begräbnis im Friedhof von Windigsteig erleiden musste, das Geschehen verarbeitet? Erst nach Antritt meiner Pension fand ich für mich genügend Zeit, diesen Fragen nachzugehen und schreibend für mich eine Antwort zu finden – dieser Roman gibt sicher keine historische Wahrheit wider, aber er beschreibt – trotz einiger sicher unrealistischer Annahmen – ein für mich passendes Geschehen.

## Quellen

Meine Hauptinformationen zum Bahnunglück verdanke ich Berichten des Herrn Edmund Daniek und zwar

- Das furchtbare Eisenbahnunglück bei Schwarzenau am 4. November 1875

Zeitschrift „Aus der Heimat“ 1929/Nr.6

- Schatten am Bahndamm: Altösterreichs größtes Eisenbahnunglück vor 90 Jahren

Zeitschrift „Das Waldviertel“, Oktober- Dezember 1965

- Die stählerne Straße, Büchergilde Gutenberg, Wien 1950
- In folgenden Publikationen der Marktgemeinde Windigsteig fand ich Informationen zum Hauptgeschehensort meines Romans und auch zum Eisenbahnunglück

- Windigsteig 700 Jahre – 600 Jahre Marktgemeinde: Herausgeber Marktgemeinde Windigsteig
- Anton Haslinger: Windigsteig: Einst – Zeit – Jetzt

Weitere Bücher:

- Adolf Kastner (Hg.), Waldviertler Heimatbuch. Natur, Kunst und Kultur im Erlebnisreich der Überraschungen (Zwertl 1994). „Der Tod fuhr mit – Zugsunglück von 1875“
- Ascanio Schneider – Armin Masé: Katastrophen auf Schienen“ (Zürich 1968)
- „Schwarzenau (Österreich) 1875“

Eine Abschrift des am 4.11.1875 erstellten Unfallprotokolls samt der auf der Vorderseite dieses Buches abgebildeten Unfallskizze (Eisenbahnmuseum Schwarzenau)

Digitale Quellen:

- Österreichische Nationalbibliothek; Anno – Die digitale Sammlung historischer österreichischer Zeitungen und Zeitschriften:
  - 5.11.1875: Die Presse, Wiener Zeitung
  - 6.11.1875: Weltblatt, Prager Abendblatt, Wiener Zeitung, Salzburger Volksblatt
  - 7.11.1875: Volksblatt für Stadt und Land
  - 14.11.1875: Verkehrszeitung
  - 19.6.1876: Das Vaterland – Zeitung für die österreichische Monarchie
- Unzählige Recherchen im Internet, vor allem in Wikipedia.

Walter Schmidt, geboren in Gmünd, Niederösterreich, aufgewachsen in Allentsteig, etwa acht Kilometer vom Ort des in vorliegendem Roman geschilderten Unglücks entfernt. Er lebt in Horn, ist verheiratet und hat vier erwachsene Kinder.

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*für* Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien